

Ein Rufer in der Wüste. Dritter Teil 11. Kapitel, Dortchen. 12. Kapitel, Der Bauernklub. 13. Kapitel, Das Krankenhaus

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **45 (1941-1942)**

Heft 21

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-673011>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

(20. Fortsetzung.)

11. Kapitel.

Dortchen.

Von diesem Tage an umschlich Reinhart, wo er hinkam, ein hämisches Mißtrauen, ja, er stieß täglich auf offene oder schlecht verhüllte Feindschaft. Er fühlte, daß diese Stimmung gegen ihn im gleichen Maße wuchs, wie der Einfluß Schucharinows. Der Russe fand seine Rekruten besonders bei der Jugend. Denn dieser erscheint ein allgemeiner Kehraus immer als eine Tombola ohne Rieten. Er kürzt den Weg ab, er bringt mühelos in den Besitz der Macht, der Lebensgenüsse und alles dessen, um das man sonst in jahrelangem Kampf mit den Alten und Sesselfesten ringen muß.

In einem Teil der Jugend waltet aber auch der Glaube an die Macht des Guten und die Sehnsucht nach einer Welt des Friedens. Bei diesen Glaubenden und Sehrenden fand Reinhart seinen Anhang. Daß die Gewalt, auch wenn sie etwas Gutes will, dem Bösen dient, brauchte er diesen weichen Menschen nicht zu sagen. Aber sie waren alle in dem Gedanken aufgewachsen und befangen, daß das Heil von dem stetigen Anschwellen und dem endlichen Übergewicht des Proletariats kommen müsse. Reinhart dagegen war zu dem Glauben geführt worden, die Menschheit habe einen falschen Weg eingeschlagen, sie sei nicht noch mehr zu proletarisieren, sondern aus dem Proletarierzustand herauszuführen, von der Maschine, dem Arbeiterquartier, dem Hundertseelenhaus, dem Ohneseelenleben, dem Macht- und Geldwahn, der auch die Arbeiter ergriffen hatte, zu erlösen. Seit sich ihm einst das trübselige Haus ‚Zur Hoffnung‘ in eine liebliche sonnige Gruppe von Landhäuschen aufgelöst und verklärt hatte, verfolgte ihn dieser Gedanke wie ein Paradiesestraum. Durch ein erschütterndes Ereignis wurde er in seinem Glauben bestärkt.

Dortchen, das älteste Kind Reichlings, war an einem Abend von der Mutter in den Konsum geschickt worden. Auf dem Ladentisch prahlte und lockte ein Berg von Schokoladetafeln in verführ-

rerischer Verpackung. Nun mußte in dem Kopf des sonst so ernsten und klugen Kindes eine Verwirrung entstanden sein. Es hatte Hunger, Schokolade war ihm etwas Wunderbares, weil selten zu Erlangendes. Es dachte an die Geschwister, die nicht besser daran waren als es selbst, es dachte an das Sorgengesicht der Mutter, das zu enträtseln es scharfsichtig genug war. Es dachte in seiner Verwirrung nur an das Nächste, die Folgen sah es nicht. Es ergriff in einem Augenblick, als sich die Verkäuferin bückte, eine der Tabletten und verbarg sie unter dem Schürzchen. Aber im Hinterraum des Ladens saß die Mutter der Verkäuferin, eine alte, kränkliche, ewig grantige Frau. Sie sah durch die offene Türe die Verwirrung der Kleinen und rief: „Leg' es sofort wieder hin, du Diebin!“ Hätte das Mädchen gehorcht, so wäre vielleicht alles glimpflich abgelaufen. Aber es verlor die Besinnung nun ganz und rannte aus dem Laden. Die Verkäuferin eilte ihm nach und rief unter der Türe: „Haltet die Diebin! Nein, so was!“ Vorübergehende packten das Kind und schleppten das Weinende und Zappelnde zurück. Zum weiteren Unglück stand ein Polizist an der nächsten Straßenecke. Er nahm sich der Sache an und gab ihr so ein gewichtiges Aussehen. Er beschloß, Milde zu üben und das Mädchen, statt nach dem Polizeiposten, nach Hause zu führen und den offenbar auch nicht sauberen Eltern einen väterlichen Zuspruch zu halten. Damit machte er aber die Sache noch schlimmer. Denn es hatten sich in und vor dem Laden Leute angesammelt, darunter viele Kinder, denen es nun eine große Sache war, dem Mädchen im Bewußtsein der eigenen Schuldlosigkeit das Geleite zu geben, hatten sie doch alle noch nie etwas gemaust. Als der Zug sein Ziel erreichte, war das Haus zur Hoffnung schon unterrichtet und in großer Erregung und Entzündung. Ein paar Jungen, die Dortchen von der Schule her kannten, hatten sich in heiligem Eifer zu Sendboten gemacht.

Wenn der Teufel sich einen Braten rüsten will, fehlt es ihm nie an Kohlen. An der Hausecke,

gegenüber dem Restaurant „Zur roten Fahne“, stieß der Zug mit Benedikt Reichling zusammen, der auf der Seitenstraße in sich verloren daherkam. Ein Junge erkannte ihn und schrie: „Sie hat gestohlen, sie hat gestohlen, Dortchen Reichling hat gestohlen!“ Alle andern begriffen, daß man dem Vater der Sünderin gegenüberstand und wiederholten im Chor: „Dortchen Reichling hat gestohlen! Gestohlen!“ Nun erst blickte Benedikt aus sich heraus und betrachtete die Ansammlung durch seine Brille. Dortchen schrie: „Vater, Vater, hilf!“ Er erkannte sein Kind in den Krallen des Polizisten. „Dortchen, was ist dir, mein Kind?“ rief er und eilte hinzu, um dem Schutzmann seine Beute zu entreißen. Der aber stieß ihn mit der derben Faust gegen die Schulter: „Sachte, Mann!“ worauf sich das Geschrei der Kinder verdoppelte. Die Alten nahmen Partei gegen den Polizisten, der in einem Arbeiterquartier immer als versteckter Feind betrachtet wird, die Jungen hingegen schrien in ihrem naiven Rechtsempfinden gegen den Vater und sein Kind.

„Wo wohnen Sie, Mann?“ schnauzte der Polizist Benedikt Reichling an. Dann zu der Menge: „Seht eures Wegs, ihr habt da nichts zu schaffen!“ Die Erwachsenen ließen es sich gesagt sein, die Kinder hingegen drangen hinter dem Polizisten und seinen Opfern ins Haus und polterten, aller Abwehr zum Trotz, die Treppen hinauf und in den Gang. Bewohner des Hauses, besonders Frauen, traten aus ihren Türen, fragten, schnalzten entrüstet mit der Zunge und schüttelten die Köpfe. Der Polizist stapfte mit Dortchen in Reichlings Wohnung. Benedikt folgte ihm zusammengedrückt und etwas vor sich hin murmelnd. Auf dem Gang wurde es still, man horchte. Drinnen ertönte die tiefe, auf scharfe Worte eingestellte Stimme des Polizisten. Dann vernahm man ein lautes Aufklagen, fast einem Schrei gleich. Jemand auf dem Gang fand das lustig und plakte mit einer Lache heraus, und einige stimmten ein.

„Jetzt hat er's! Der Hochmutsnarr!“ rief eine Frau.

„Und sie!“ stimmte eine zweite bei und hatte alle für sich. Weil Benedikt und seine Frau in

ihrer Schüchternheit mit niemand im Hause verkehrten, hielt man sie für hochmütig.

Der Polizist trat heraus und schritt gravitatisch durch die Neugierigen, wie einer, der seine Pflicht redlich getan hat.

„Hat's eingeschlagen?“ fragte ihn einer lachend und er erwiderte: „Nicht übel.“ Er war ganz mit sich zufrieden.

Nun trat die Hausmeisterin, die einen Ausgang gemacht hatte, auf und ließ sich den Fall auseinandersetzen. Zehn Mäuler besorgten das zugleich. Gleich fing sie zu lärmern an: „So geht's mit solch vornehmen Herrschaften! Wissen nicht, wie hoch sie sich die Nase aufpflanzen und wie fest sie den Mund zuklemmen sollen! Und nun stiehlt die Diebsbagage und bringt einem die Polizei auf den Hals und die ganze Bude in einen schlechten Ruf! Ich dulde nur ehrliche Leute im Haus, das aber ist Bruch und muß fort. Den Mietzins sind sie auch seit vier Monaten schuldig. Aber wenn wir auch Verlust haben sollten, hinaus müssen sie, hinaus! Diebsbagage das!“ Sie rief so laut, daß es durch alle Türen drang.

Reinhart, der auch herausgetreten war, bat: „Laßt doch diese armen Leute in Ruh.“

„Haben Sie uns was zu sagen, Sie?“ rief einer, und ein zweiter: „Ist eben auch so ein Achtelkapitalist!“ Man lachte.

„Wißt Ihr denn nicht, was Erbarmen ist?“ redete ihnen Reinhart ins Gewissen. „Hat denn noch keiner von euch Erbarmen nötig gehabt?“

Das Wort machte sie wild. „Ihr Erbarmen brauchen wir einmal nicht, Sie Rattenfänger!“

„Doch, Erbarmen braucht Ihr, denn Ihr benehmt euch erbärmlich!“ übertönte sie Reinhart.

„Was sagst du?“ schrie man, „willst du besser sein als wir?“ Er hatte nun das ganze Haus gegen sich.

In diesem Augenblicke trat Benedikt Reichling auf den Gang. Ganz klein war er, ganz gebogen und hilflos. „Straft uns nicht noch mehr, gute Leute, meine Frau...“ Er wollte wohl um milde Gesinnung bitten, fand aber die Worte nicht und verkroch sich wieder wie ein verwundetes Tier.

Den Kindern erschien der Auftritt lustig und sie licherten. Die Alten wurden schweigsam. Da

arbeitete sich etwas wie eine Schildkröte an Reinhart heran. Es war Trude, die vom vierten Stock herabgekrochen war. Sie schaute zu Reinhart auf und fragte: „Gelt, es hat eine große Sünde begangen?“

„Wer?“ fragte er. Seine Gedanken waren noch bei Benedikt.

„Das Dortchen meine ich, das böse Kind.“

„Freust du dich etwa?“ fertigte er sie zornig ab.

Nun stolperte der Totengräber Unold vor. Er war betrunken und tastete mit den Fingern an der Wand, um Halt zu suchen und seine Unsicherheit zu verbergen.

„Willst du zu deinem Freund auf Visite?“ polterte er gegen Trude. Man kicherte und stieß sich an. Diese Leute hatten eine eigene Art der Verständigung. Das harmloseste Wort wurde durch eine kaum merkliche Betonung mit irgendeiner Anzüglichkeit besudelt. Der Trunkenbold hatte sich nicht entblödet, sein Kind öffentlich zu beschimpfen.

In Reinhart kochten Zorn und Ekel durcheinander. Er stieß den Säuser von sich, so daß er von den hinter ihm Stehenden gehalten werden mußte. Nun brach der Sturm gegen Reinhart erst recht los, und er hielt es für geboten, sich in sein Zimmer zu retten.

In ihm wühlte Trudes Frage nach. Auf einmal meinte er den Schlüssel zum Gebaren dieser Leute in den Händen zu halten. „Jede Sühne, deren Zeugen sie sind, wird ihnen zur Erleichterung, zur Abwälzung, zur Rechtfertigung. Sie verlangen nach einem Sündenbock, der ihr eigenes Schuldkonto in die Wüste hinaus trägt und ihnen das Gefühl des Besserseins zurückläßt. Sie laden ihm so viel aufs Haupt, als sie können, ohne Mitleid, gedankenlos, in kindlicher Selbstsucht.“

Reinhart nahm an jenem Abend ein paarmal die Türklinke in die Hand, um zu Reichlings hinüber zu gehen. Aber er traute sich das Geschick nicht zu, den rechten Trost zu bringen und unterließ den Besuch, der vielleicht einen furchtbaren Entschluß verhindert hätte.

Am folgenden Tag, gegen Abend, trat Benedikt Reichling bei ihm ein. „Reden wir nicht darüber, Freund,“ begann er. „Du hast gestern für

mich gesprochen, habe Dank. Aber schau, es mußte alles so kommen. Es ist ganz gut so. Das arme Dortchen wird jetzt nicht mehr sündigen. Gelt, du denkst nicht schlecht von ihm? Alle Schuld trifft mich, ich bin ein unfähiger Mensch. Aber ich will alles gut machen. Man soll stauen. Ich hab' nur noch eine Sorge. Die Hausmeisterin hat uns gekündigt, ich stehe in ihrer Schuld. Sie hat es ja gestern laut genug ausgekriegt. Ich möchte sie bezahlen. Ich möchte überhaupt tabula rasa machen. Drum komme ich zu dir. Du bist mein Freund und ein treuer Mensch. Versteh' mich wohl! Ich will nicht borgen, du mußt mir schenken, hörst du?“

„Ich besitze nicht mehr viel, aber was ich habe, gehört dir. Also, wie viel bedarfst du?“

Benedikt fing an zu rechnen: „Mietzins, vier Monate, 280 Franken, Konsum, viel, 70, macht 360.“

„350,“ verbesserte Reinhart.

„Um so besser! 350, Schumacher 36, man braucht schrecklich viel Schuhe, macht 380, 386. Metzger 17, macht 403, und Bäcker etwa 10, also rund 410 oder 415.“ Sein Blick hing ängstlich fragend an Reinhart.

„Es reicht,“ sagte dieser und öffnete eine Schublade.

„Dann hab' ich noch ein Anliegen. Sieh, ich bin heute ganz närrisch, man kann das schon so nennen. Ich möchte mich mit Weinlaub bekränzen. Ich möchte meiner Familie zum Abschluß des alten und zum Beginn des neuen Seins ein kleines Fest geben. Willst du auch da helfen? Wein möchte ich ihnen einmal spendieren, und Pastete und etwas Süßes, etwas ganz, ganz Süßes.“

Reinhart stuzte. Er mußte annehmen, das Unglück habe Benedikt überworfen. Aber er gab ihm so viel Geld, daß er seinen Plan ohne Angstlichkeit ausführen konnte. „Ich komme dann auch einen Augenblick hinüber, darf ich?“ Benedikt wehrte hastig ab: „Komm lieber nicht, mein Freund, meine Frau schämt sich so, und erst das arme Kind!“ Er schüttelte Reinhart krampfhaft die Hand und verschwand.

Am folgenden Morgen, als es tagte, wurde das Haus aus dem Schlafe geschreckt. Aus Reichlings Wohnung drang Gasgeruch. Ein



An der Edelweißhalde

Photo Willy Haller

Schlafgänger, der im Bahnhof Nachtdienst gehabt und in der Frühe heimgekehrt war, hatte die Entdeckung gemacht und den Hausmeister geweckt. Die Türe war verschlossen, man lief nach der Polizei und zu einem Sanitätsposten. Man sprengte die Türe auf: das Zimmer war mit Leuchtgas gefüllt. Die drei Kinder lagen auf dem Boden auf Rissen, die Eltern in den Kleidern auf dem Bett. Der Kopf der Frau Auguste hing über den Bettrand herab. Benedikt gab noch Lebenszeichen, die andern waren schon kalt.

Wieder strömte das ganze Hundertseelenhaus zusammen. Die Mehrzahl der Neugierigen waren nur halb angekleidet und barfuß. Die Gesichter voller Schreck und blaß. Man drängte sich an die Türe und starrte auf das Leichenlager. Der Totengräber stolperte heran und scherzte mit seiner Talgstimme: „Da bekomme ich, scheint's, Arbeit.“ Alle blieben ernst, der Tod ist auch in der Mietkaserne eine Majestät. Die Hausmeisterin wälzte sich im Morgenrock heran und begann zu klagen: „Nichts als Unmus hat man mit dem Paß! Man denke, wenn man mit Licht ins Zimmer getreten wäre! Die Explosion! Das ganze Haus wäre auf die Gasse geflogen!“ Niemand antwortete ihr.

Sanitätsleute kamen und trugen Benedikt hinaus. Der Krankenwagen stand schon unten.

„Da zieht er aus und wir haben das Nachsehen mit dem Zins!“ klagte die Hausmeisterin.

Reinhart, der im Begriff war, den Freund ins Spital zu begleiten, hatte dieses Wort noch aufgefangen. Er drehte sich um: „Das stimmt nicht, Frau Rüdlerli, Herr Reichling hat Sie gestern abend bezahlt! Ich weiß es bestimmt!“

Sie wurde verlegen. „Dann hat er das Geld meinem Mann gegeben.“ Als sie so log, brach ein lautes Murren gegen sie los. War das Haus am Abend gegen Reichling verbunden gewesen, so war es jetzt einig gegen die Hausmeisterin.

„Blutegel!“ fauchte sie eine Frau an, und man fühlte, daß sie aller Urteil aussprach.

Sie fuhr zusammen, machte kehrt und rollte wie eine Gummifugel durch den Gang und in ihre Stube. Sie schlug die Türe zu und riegelte sie fest. Die andern gingen nach und nach lautlos davon, der letzte aber schmetterte die Etagentüre so heftig zu, daß es durch das ganze Haus

frachte. Der Zorn mußte ihm die Hand geschwungen haben.

Jetzt erst begriff Reinhart das Hundertseelenhaus ganz. Es war ein Trog, in dem alles zu einem einheitlichen Teig geknetet wurde. Die Bewohner bildeten eine Gemeinschaft, eine Gemeinschaft der Armut, der Leidenschaft und des Liebens, des Meides und Hasses, alles durch das Zusammenleben vergrößert, vergrößert, aus den Gefühlen aller Einzelwesen summiert. Die gleichen Gedanken, die gleichen Gewohnheiten, die gleichen Leiden und Freuden, die gleiche Sprache und Tracht durch alle Stuben und Stockwerke. Und wer sich nicht kneten ließ, war verfemt, war ein Fremdkörper in dem Teig und auszustoßen. Wie diese Menschen die Not des Magens teilten, so die Not der Seele. Selbst ihre Güte war hart, wie die Schwielen ihrer Hände, und ihre Teilnahme blieb auf die Mitleidenden beschränkt.

Reinhart trat in das nun ganz verlassene Totenzimmer. Er schluchzte auf bei dem Anblick der kleinen, tapferen Frau, die nun doch den Kampf aufgegeben hatte. Denn hinter ihrer feinen, stolzen Stirne mußte der entsetzliche Entschluß gereift sein. Reinhart berührte beim Abschied den blassen Scheitel Dortchens und des kleinen Kreuzträgers, dem die Last abgenommen worden war, bevor er sie recht erfahren hatte, und beschloß, das verfluchte Haus zu verlassen. Aber er verwarf den Vorsatz in der gleichen Stunde wieder. Warum sollte er es besser haben als die andern? Nicht sich freimachen, sondern die andern! Nicht sich zum Richter über sie aufwerfen, sondern ihre Ketten mittragen und ihren Kerker teilen. Er wußte, daß die Natur keine Uniformschneiderin ist, aber soweit sie es zuließ, sollten alle Menschen das gleiche Unrecht auf das Leben und seine Güter haben.

An jenem Tage hängte er in seinem Zimmer ein Kreuzifix auf und schrieb darunter die Worte: „Komm, sieh, vollende.“

12. Kapitel.

Der Bauernklub.

Frau Reichling und ihre Kinder wurden am Sonntag in die ewig gütige Erde versenkt. Es gaben ihnen nur wenige Leute das Geleit.

Reinhart, Joseph Schmärzi und einige der Jünglinge, die an Reinharts Schmerz teilhaben wollten: Alfred Meili, Heinrich Ackermann, Robert Illi, Hans Gutknecht; vom Narrenklub Friedrich und Kämpfe. Ein junger Pfarrhelfer, Wilhelm Leuenberger, ein gütiger, warmherziger Mensch, hielt die Abdankung. Reinhart hatte ihm tags zuvor die Tragödie der Reichling erzählt, und er fand bei den Särgen einfache, das Herz ergreifende Worte: von dem Reich des Friedens und der Liebe, zu dem die Menschheit trotz all ihrer Torheit langsam hingeführt werde, und von der Kraft der Hoffnung, die für den weiten dunkeln Weg nötig sei. Nach der Feier schlug Reinhart seinen Freunden eine Wanderung vor. Es hegte ihn fort von dem Grab, fort von der Stadt und ihren Hundert-seelenhäusern. Man schritt aus dem Friedhof hinaus ins Land, durch den Wald, über Bäche und Höhen und Wiesenbreiten. Auch der Pfarrhelfer hatte sich angeschlossen. Es war ein warmer Julitag, Sommer-sonnenwolken schauten versonnen auf das Land, Schwalben strebten wie erlöste Seelen zu ihnen empor, fern lagen die Schneeberge in bläulichem Traum, die Bäume und Wälder hielten ihre stille Sonntagsfeier, ein leiser Windhauch wiegte das Korn in den Tod.

Gegen Abend befanden sich die Wanderer wieder auf der Höhe über der Stadt. Sie setzten sich auf den Rasen, um den Sonnenuntergang abzuwarten. Reinhart war in gehobener Stimmung und ließ seine Flügel schwingen, wie er es früher oft getan, wenn er der Wirklichkeit ent schlüpfen wollte. „Wenig mehr als vier Stunden waren wir unterwegs,“ so begann er, „und wie viel Tiefes, Schönes und Stärkendes haben wir gekostet! Wie mannigfaltig und reich ist dieses unser Land, kein Fleck ohne Schönheit und Süße, kein Winkel ohne Güte. Muß es sich nicht glücklich leben auf diesem Erdreich? Nein, hier die Stadt und dort das Land, und zwischen beiden und überall Haß! Auf allen Wegen kriechen die Raupen der Unzufriedenheit und Verdrossenheit. Ihr wißt, wo das Nest dieser Raupen ist. Zu unseren Füßen, in diesem Häusergewirr. Fühlt ihr nicht, wie frei sich draußen die Brust hebt? Ist der Mensch nicht für Himmel und Sonne, für Waldesrauschen und Wiesengrün geschaffen? Er

war es, aber er sollte es nicht bleiben! Der Teufel ließ in findigen Köpfen Maschinen entstehen, um die Menschen zu betören und zu entzweien. Die Kämpfe, die die Menschheit jetzt zerreißen, sind Kämpfe um die Herrschaft über die Maschinen! Schaut nur näher hin! Diese Maschinen zogen einander an wie magnetische Späne und zwangen die törichten Menschlein unter ihr Joch, und zwangen sie, selber Hebel und Rädchen, Walzen und Federn und Kolben zu werden. So entstand das seelenfressende Ungeheuer zu unseren Füßen. Es hätte nicht so fett werden können, wenn sich nicht immer Menschenmark willig von ihm hätte fressen lassen. Die vielen Maschinen könnten nicht im Schwung bleiben, wenn wir uns nicht hätten einreden lassen, wir könnten ohne diese Seelenfresser und das, was sie ausspeien, nicht leben. Schauen wir uns an! Wir hängen nutzloses, läppisches Zeug an uns, wir füllen unsere Stuben und Kammern, unsere Kommoden und Truhen und Schränke mit nichtigem Kram, wir haben ihn uns aufschwätzen lassen, wir halten ihn für nötig, weil auch der Nachbar ihn besitzt, und haben dafür Luft und Licht und Gesundheit und das Herz bezahlt. Ist das nicht Schwachsinn? Ist es mir unter einem feinen Filz wohler als unter einer leichten Mütze? Ist es nicht Einbildung, daß der Wein aus einem geschliffenen Glase erquickender sei als aus einem ungeschliffenen oder einer Holzschale? Wird es mir wohler und bin ich besser, sobald ich Lackschuhe, Glacéhandschuhe, eine funkelnde Krawattennadel oder einen von Feuer schweren Diamantring trage? Es schaue einmal jeder nach, wie viel entbehrlicher Trödel um ihn liegt und steht! Wie viele entbehrliche und schädliche Saumenkizel er sich angewöhnt hat! All das bedeutet Bucher mit Menschenkraft, Gesundheit und Glück! Ja, noch mehr! Jedes Stück Luxus wird mit einem Korn Seele hergestellt! Wir müssen der Maschine ihr Feld verengern, sie vom Throne stoßen, von dem herab sie alle, ob sie Arbeit nehmen oder geben, knechtet. Wir müssen die Großstadt, das Arbeiterquartier und die Mietskaserne auseinanderreißen, wir müssen die Menschen wieder Luft- und Lichtgeschöpfe werden lassen. Wir müssen das reichlich schaffen, was der Mensch braucht, aber wir müssen lassen, was er

entbehren kann. So erobern wir Stück um Stück die Seele zurück. Es scheint schwer, aber es ist einfach. Wir müssen nur der Erde wieder vertrauen, sie ist gütig und nährt den, der ihr die Ehre antut. Je mehr man sie pflegt, desto gesegnet wird sie. Und wir müssen im Genießen umlernen! Genußmittel sei uns das Buch, ein Zeichenstift und ein Blatt Papier, ein Lied, eine Sonate, ein Stück Wanderschaft, wie das heutige, ein Blick in die Sterne, ein Blick durch ein Vergrößerungsglas, ein Blick auf die Bühne! Es wird jeder etwas finden!"

Die andern schwiegen. Es schien ihnen alles zu blau und luftig und weltfremd. Der Helfer Leuenberger sprach nach geraumer Weile: „Das müssen wir vor allem den Reichen predigen. Man möchte versinken vor der eigenen Ohnmacht.“

„Man muß es predigen, wo man kann! Alles muß irgendwo beginnen,“ erwiderte Reinhart. Er streifte den Ring, den er einst von der Mutter empfangen hatte, vom Finger, den Ring des Großvaters, und schleuderte ihn in Schmerz und Freude weit ins Land. „Das soll euch sagen,“ rief er, „daß wir wieder anfangen müssen, nach dem Wert der Dinge, statt, wie wir immer tun, nach ihrem Preis zu fragen.“

Die andern erschrafen über diese Entschlossenheit, aber sie fühlten sich durch seinen Ernst noch fester mit ihm verbunden, und als er vorschlug, diese erlösende Wanderung zu wiederholen, stimmten alle freudig zu.

Auf dem Heimweg erlebte Reinhart noch eine Freude. Heinrich Ackermann trat an seine Seite und sagte ihm: „Ich bin entschlossen! Ich gehe morgen zu meinem Großvater nach Schachrüti und stelle mich wieder in den Dienst der Erde. Ackermann heiß ich, von Acker und Pflug und Egge und Sense bin ich weggelaufen und ich kehre zu ihnen zurück. Die Drehbank mag mir nachsehen.“ Dieses Geständnis klang Reinhart so rührend in die Ohren, wie die Kunde von einem großen Sieg.

Zu Hause angelangt, machte er sich ans Werk, alles Entbehrliche aus seiner Umgebung fortzustoßen. Er schonte nur seine Kunstblätter, die ihm eine unentbehrliche Nahrung waren, und den Ring, den ihm einst Imma auf den Weg gegeben hatte

und den er nicht als rechtmäßigen Besitz zu betrachten wagte. Die Bekannten, die den Wandel an ihm sahen, begannen ernstlich an seinem Verstande zu zweifeln.

Einst, im August, führte Reinhart seine Freunde hinüber nach dem Solsterhof. Er fand die Verwandten auf der Wiese. Das Wetter schien schwankend, und sie retteten, obschon es Sonntag war, das liegende Emd in die Scheune. Reinhart erregte kein geringes Erstaunen, als er mit seiner kleinen Städterschar auftauchte. Aber er zauberte rasch eine fröhliche Stimmung herbei, indem er zu einer Heugabel griff und seinen Gefährten so das Zeichen zum Mittun gab. Der Solsterhof machte auf Reinhart, wie er sich umfah, einen seltsamen Eindruck. Er glich einem Kranken, der das Fieber überstanden hat, sich langsam der Gesundung zuringt und die neue werdende Kraft wohlthätig fühlt, ehe sie ganz da ist. Aus Adelheid und Hans Jörg sprach die Entschlossenheit, das Gut zu retten, Melchior und Bethli waren glücklich, dabei helfen zu können und wieder „daheim“ zu sein, Estherlein war, wie immer, die weiche Seele des Hofes, neben Adelheid der harten. Ihr Herz glühte vor Freude, daß Reinhart, den sie halb für verloren gehalten hatte, den Weg zum Hof wieder gefunden hatte. Aber sie barg einen neuen Kummer und flüsterte ihm Reinhart zu: „Walter schwimmt auf dem Meer, er fährt nach Indien. Mir ist, wir haben ihn irgendwie ganz verloren.“ Sie hing an ihm wie an allen.

„Er holt seine erste Million,“ suchte sie Reinhart scherzend zu beruhigen.

Sie antwortete kaum hörbar: „Wir kennen diese Jagd.“ Und noch leiser: „Ich habe vor vierzehn Tagen den Vater in der Anstalt besucht. Er ist nur noch ein morscher Lumpen. Ach Gott!“

Aus dem Waldesschatten trat Rüngold und lächelte Reinhart zu, als sie ihn erkannte. Er eilte ihr in seiner Freude entgegen, nahm sie auf die Arme und bettete sie übermütig in einen hohen Emdhaufen, aus dem sie sich lachend herauswand. Dieses Lachen, ihr erstes seit langen Monaten, schien dem ganzen Hofe wohl zu bekommen. Alle staunten nach ihr. Am glücklichsten schienen Onkel Melchior. Er rief Hans Jörg zu und deutete auf einen nahen Baum: „Dieses Lachen

ist wohl einen Korb Frühbirnen wert!" Hans Jörg verstand und nickte. Melchior trat an den Baum hin und kletterte am Stamm empor, merkwürdig flink für sein Alter. Er stieg so hoch, bis er den Kopf oben aus dem Wipfel streckte, und nun schwang er den Hut und versuchte zu jauchzen. Der Jauchzer geriet ihm nicht zum besten, und er lachte selber zuerst darüber. Dann verschwand er im Laub. Die Baumkrone fing an zu zittern und zu rauschen, und die Birnen flogen den Städtern lustig in die Hände und fast in die Zähne. Rüngold sah still heiter zu, wußte sie doch, daß sie diesmal die Freudenspenderin war.

Die Jünglinge brachen auf. Melcher und Estherlein gaben Reinhart eine Strecke das Geleite, wie es im Goltser alter Brauch war.

„Weißt du das Neueste?“ lüftete Melchior seinen Gedankenschrank. „Dein Vater heiratet wieder. Eine ältere Fabrikantentochter aus dem Oberland. Vor vierzehn Tagen war er mit ihr hier. Sagt ich's nicht, er wird wieder hochfliegen? Ja, der Ferdi!“

Er wollte es frohgemut sagen, aber es tröpfelte Barmut in die Worte. Reinhart schwieg und begann für sich zu rechnen. Wie lange war es denn, seit die Mutter in den See gestiegen war? Noch kein Jahr. Ein Wort Mauderlis zuckte ihm schmerzhaft durch den Sinn: „Wem Gott nichts Besseres gunnt, dem gunnt er Geld.“

Man schied auseinander. Estherlein fragte wie verstohlen: „Vermagst du keine schöneren Kleider mehr, du Armer?“

„Sie gefallen mir,“ antwortete er und schützelte ihr fest die kleine zitternde Hand.

Diese Ausflüge schlossen die jungen Freunde immer fester zusammen. Sie wurden Sonnen-, Licht- und Landschaftschwärmer, und alle folgten Reinharts Beispiel der Einfachheit. Im Quartier nannte man sie „Bauernklub“, und meinte sie zu verspotten. Reinhart sah in den Jünglingen bildsame Menschen und wollte sie so lange als möglich von dem Vereinsgetriebe fernhalten, dessen dürre Gedankenwelt ihn schon lange bedrückte. Er hatte einst geglaubt, bei den Arbeitern einen hohen Stern, eine Art Religion zu finden. Aber wo Arbeiter zusammen saßen, dröhnten ihm immer die nämlichen harten Hammerschläge entgegen: Organisation, Klassen-

kampf, Lohntarif, Streik, Solidarität, Arbeitszeit, Bourgeois, Kapitalismus und, wo Schucharinows Einfluß hinreichte, Revolution. Immer der Magen als Fahnenbild über allem, der Geist fast etwas Feindliches, jedenfalls Verdächtiges.

Reinhart machte aus seinen Anschauungen und Absichten kein Geheimnis, sondern focht dafür und wurde den Führern, denen es daran lag, die Jugend so bald als möglich fest an ihre Deichsel zu spannen, immer unbequemer, ja verhaßt. Am leidenschaftlichsten verfolgte ihn David Holzer. Es war, wie wenn er die Liebe, die er als Knabe Reinhart entgegengebracht hatte, als Mann durch Haß wettmachen wollte. Wenn er dem ehemaligen Kameraden die Worte entgegenstieß: „Alle Räder stehen still, wenn mein starker Arm es will,“ durchbebt ein maßloser Vernichtungswille seine gedrungene Gestalt.

13. Kapitel.

Das Krankenhaus.

Wieder wehte Weihnachtsluft über die Erde. Auf ein paar Plätzen der Stadt wurden Lännchen feilgeboten, weil doch der Schacher zu allem Menschenwerk gehört. Die Kaufläden warfen ihr Leuchten breit auf die Gassen. Frauen und Männer schritten geschäftig dahin oder standen beratend vor den Schaufenstern, aus denen Eisblumen wie zarte Stidereien wuchsen und im Lampenlicht in wundersamem Seidenglanz leuchteten. Auch Reinhart stand vor einem der Läden. Nicht, daß er wieder den Sankt Klaus hätte spielen mögen, das Hundertseelenhaus hatte für den Rattenfänger keinen Herzenseingang mehr. Die Erwachsenen betrachteten ihn als einen Eindringling und Spion mit unklaren Absichten, die Kinder grollten ihm, weil er nicht mehr mit verschwenderischen Händen zu ihnen kam. Denn Reinhart hatte bemerkt, daß sie bettelhaft wurden, wie ihm Reichling vorausgesagt hatte. Er wollte diesmal nur drei Menschen beschenken: seinen treuen Joseph, Benedikt Reichling und Trude, das Kind des Totengräbers.

Benedikt war immer noch im Spital, erholte sich langsam von der Gasvergiftung und sollte, sobald sein Zustand es erlauben würde, vor ein Gericht geführt werden. Joseph hatte den Som-

mer über beim Stadtgärtner als Gehilfe gearbeitet, war aber, nachdem das Laub von den Bäumen gerauscht war, verdienstlos geworden und kümmerte sich darob. Trude machte eine Krise durch. Sie war Weib geworden, hatte eine unbezwingliche Sehnsucht nach Zärtlichkeit und Liebe, und verschmachtete fast, weil sie die bei ihren Leuten nicht fand. Sie hängte nun ihr Herz ganz an Reinhart, war aber viel zurückhaltender als früher, fast scheu, klopfte ihm nie mehr und brach, wenn er zu ihr kam, oft in ein herzzerreißendes Schluchzen aus, um gleich darauf wie in Glückseligkeit zu lachen. Das laute Beten hatte sie sich ganz abgewöhnt, sie war innerlicher und ehrfürchtiger geworden, von den großen Geheimnissen erfüllt. Reinhart ging nun häufiger zu ihr. Gab es eine Seele, die seiner mehr bedurfte als sie? Darüber tuschelten die Weiber des Hauses zwischen Tag und Nacht auf den Treppenabsätzen und in den Gängen. Das war der Dienst, den der Totengräber seinem Kinde an jenem Morgen erwiesen hatte. Reinhart kränkte diese Verdächtigung anfänglich, aber er blies sie von sich. Sollte er das Kind in seiner Not verlassen, weil ein paar Klatschweiber an etwas Reines zwischen Mensch und Mensch nicht mehr zu glauben und ihren Geifer nicht zu halten vermochten?

Während er unschlüssig vor einem Schaufenster stand, streifte ihn jemand wie mit einer Feder, und eine Stimme flüsterte: „Will der Herr mich nicht begleiten?“ Reinhart sah auf. Eine Frauensperson war an ihm vorbeigestrichen und ging langsam vor ihm her, als wäre weiter nichts geschehen. Reinhart schritt davon, ohne sich weiter um das Weib zu kümmern. Kaum stand er wieder vor einem Fenster, als er aufs Neue berührt und ihm die nämliche Frage zugerant wurde. Er knurrte die Dirne an. Sie ging ein paar Schritte weiter und sagte im Gehen vernehmlich: „So geben Sie mir sonst etwas, Herr Stapfer, ich habe ein Kind.“ Sie wandte sich schief zurück, um die Wirkung ihrer Worte zu sehen. „Sie kennen mich?“ fragte Reinhart und sah in ein kleines, verkümmertes Gesicht. Wo hatte er es schon gesehen? Auf einmal schoß es in ihm auf: „Emma.“

„Welch ein Gewerbe!“ fuhr er sie an. Sie sprach, ohne sich zu wenden: „Kommen Sie, hier

ist es zu hell. Ich will Ihnen alles sagen.“ Sie bog in eine Nebengasse ein.

„Sind Sie nicht mehr bei David, beim Holzer?“

„Nein, das ist es ja. Oh, ich schäme mich so, Herr! Ich war ihm verleidet. Er hat eine andere. So ein Luder! Er hat mir versprochen, mir für das Kind etwas zu geben, aber seit drei Monaten kriegte ich nicht nagelsgroß und muß es nun machen wie — andere.“

Reinhart wußte, daß seine drei Weihnachtskinder verzichten mußten und gab der Elenden alles, was er auf sich trug. Dann eilte er zu David.

Zu seiner Verwunderung fand er Immergrün bei ihm. Reinhart merkte, daß sein Erscheinen beiden peinlich war, aber er wollte nicht unberichteter Sache abziehen. Nach dem kurzen Gruß wandte er sich an Immergrün: „Ich habe dich hier nicht vermutet. Wie geht's immer?“

Immergrün stellte sich erstaunt und blickte Reinhart wie einen Fremden an. David griff ein: „Es ist Herr Reinhart Stapfer, Sie wissen, von der Tuchfabrik.“

Immergrün benahm sich, als gälte es, alte Erinnerungen aufzustoßern und sagte: „Richtig, ich glaube fast...“

„Treib keinen Unsinn, Immergrün!“ platzte Reinhart heraus.

„Ich kenne nur, wen ich will! Daran muß man sich nachgerade gewöhnen!“ wies ihn Wäspi gravitatisch zurecht. „Ich gehe, Herr Holzer, auf Wiedersehn.“ Damit entfernte er sich. David begleitete ihn vor die Türe, wo die beiden noch eine Weile plauderten. In einer Ecke des Zimmers saß eine junge Frau, keine zwanzig Jahre alt, zierlich, etwas bleich, aber mit geschaitem, schmalen Gesicht.

„Er kommt gleich wieder,“ sagte sie mit einer zirkenden Stimme und legte ihre Näharbeit weg, bereit, sich in einen Schwatz einzulassen.

„Wo ist das Geschöpflein, das Liselein?“ fragte Reinhart, der sich an den letzten Besuch bei David erinnerte. Sie verzog den Mund: „Gut aufgehoben, im Armenhaus und bald im Friedhof. Sie hat nämlich die Auszehrung.“ Die Türklinge knarrte, sie brach ab.

(Fortsetzung folgt.)